

Detlev Mares, Darmstadt

Too Many Nazis? Zeitgeschichte in Großbritannien¹

Veröffentlicht in:

Alexander Nützenadel / Wolfgang Schieder (Hgg.): *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, Göttingen 2004 (= *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 20), S. 128-148.

"Achtung! Too many Nazis" - so überschrieb im November 2001 die englische Zeitschrift *The Economist* einen Artikel über den Geschichtsunterricht an britischen Schulen. Den Anlaß boten Statistiken, die besagten, daß bei der Kurswahl der Schülerinnen und Schüler die Geschichte des Nationalsozialismus mit überwältigendem Vorsprung dominiere, gefolgt in deutlichem Abstand von der Geschichte der Tudors und Stuarts sowie der Entwicklung der frühen Sowjetunion. Manch einer vermutete hinter dieser eindeutigen Schwerpunktsetzung die Sehnsucht nach einer "'feelgood history' - stories that make the British feel comfortable about themselves".² Ein probates Mittel zur Erreichung dieses Ziels schien darin zu bestehen, sich angebliche Glanzzeiten der frühneuzeitlichen Nationalgeschichte oder aber die Katastrophengeschichte der Sowjetunion und insbesondere Deutschlands in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor Augen zu führen.

Die Prominenz des Nationalsozialismus im britischen Geschichtsbewußtsein macht auch vor der akademischen Geschichtswissenschaft keineswegs Halt. Mit verlässlicher Regelmäßigkeit bringen britische Historiker Standardwerke zur Geschichte des "Dritten Reiches" hervor - für die letzten Jahre braucht nur auf die Hitler-Biographie Ian Kershaws oder die Gesamtinterpretation Michael Burleighs verwiesen zu werden.³ Dieses anhaltende Interesse am nationalsozialistischen Deutschland hat allerdings weniger mit einem Bestreben zu tun, den Briten "feelgood history" zu bieten, als mit den historischen Ursprüngen der Disziplin *contemporary history*. Es ist Ausdruck einer internationalen Dimension in den Ausgangsfragestellungen der britischen Zeitgeschichtsforschung,⁴ die

¹ Für Diskussionen und Informationen zur britischen Zeitgeschichte danke ich Henning Hoff, Ute Schneider und Hans-Christoph Schröder sehr herzlich.

² *The Economist*, 3. November 2001, S. 41.

³ I. Kershaw, *Hitler. 1889-1936: Hubris*, London 1998; ders., *Hitler. 1936-1945: Nemesis*, London 2000; M. Burleigh, *The Third Reich. A New History*, London 2000.

⁴ Die Begriffe "englische" und "britische" Geschichte werden aufgrund der dominierenden Stellung Englands innerhalb des Vereinigten Königreiches im Folgenden weitgehend deckungsgleich verwendet, obwohl gerade

auch durch die allmähliche Hinwendung zu stärker großbritannienspezifischen Themen nie völlig aufgegeben wurde. Anfänglich reflektierte die internationale Ausrichtung des Faches Legitimationsprobleme im Selbstverständnis britischer Zeithistoriker, darunter Vorstellungen von Zeitgeschichte, die Großbritannien nicht im Zentrum der maßgeblichen historischen Entwicklungen im 20. Jahrhundert sahen. Der folgende Überblick beschreibt die allmähliche Wendung von dieser Ausgangssituation zur Institutionalisierung einer zeitgeschichtlichen Forschung, die ihre Interessenschwerpunkte deutlicher aus der Geschichte des eigenen Landes heraus bestimmt. Zunächst werden wesentliche Schritte im Institutionalisierungsprozeß des Faches Zeitgeschichte in Großbritannien geschildert, bevor einige Themen aus der zeithistorischen britischen Forschungsdiskussion der letzten beiden Jahrzehnte vorgestellt werden. Aus diesen Betrachtungen folgen Bemerkungen zur zeitlichen Abgrenzung der britischen Zeitgeschichte und zu einem möglichen Beitrag der britischen zu einer europäischen Zeitgeschichtsforschung.

I.

Wenn britische Historiker sich der Geschichte des "Dritten Reiches" widmen, bewegen sie sich mit diesem Interesse keineswegs völlig fern von den Ufern der eigenen Inseln. Der Zweite Weltkrieg als Ergebnis nationalsozialistischer Politik bildete eine einschneidende Erfahrung für die betroffene Generation und hatte tiefgreifende Auswirkungen auf die weltpolitische Position Großbritanniens. Schon während des Krieges hatten Historiker in Großbritannien damit begonnen, in der deutschen Geschichte nach Erklärungen für das Aufkommen des Nationalsozialismus zu suchen, um zu einem Verständnis der Vorgänge zu gelangen oder politisch Einfluß zu nehmen.⁵ Parallel zur Glorifizierung des Sieges in öffentlicher Erinnerung und populärer Kultur richtete sich die Aufmerksamkeit britischer Historiker nach 1945 auf die Suche nach den Ursachen des Krieges. Besondere historische und politische Brisanz hatte aus britischer Sicht die Beurteilung der Appeasement-Politik Neville Chamberlains. Sie wurde auf ihre Bedeutung für die Stärkung der internationalen Position Hitlers und die Heraufkunft des Krieges befragt, in der Regel verurteilt. Zunächst waren es Politiker und Journalisten, die das negative Bild der Appeasement-Politik prägten. Den Anfang machten bereits während des Krieges einige Journalisten (darunter der spätere Labour-Vorsitzende Michael Foot), die Chamberlain und seinen Amtsvorgängern nach der Dünkirchen-Niederlage vorwarfen, Großbritannien aufgrund von Fehleinschätzungen und

bei innenpolitischen Fragestellungen eine sorgfältige Differenzierung zwischen den Teilmationen England, Schottland und Wales sowie Nordirland häufig angebracht ist.

⁵ L. B. Namier, *Conflicts. Studies in Contemporary History*, London 1942; R. D. Butler, *The Roots of National Socialism 1783-1933*, London 1941; A. J. P. Taylor, *The Course of German History. A Survey of the Development of Germany since 1815*, London 1946.

Schwäche nur unzureichend auf den Krieg vorbereitet zu haben. Auch die Geschichte des Zweiten Weltkriegs aus der Feder des 1953 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichneten Winston Churchill bekräftigte die negative Sicht - wenig überraschend, hatte ihr Autor doch in den 1930er Jahren vehement eine zu große Nachgiebigkeit gegenüber Hitler kritisiert.⁶

Jenseits aller politischen Interessen können diese frühen Beiträge zur Auseinandersetzung mit den Ursachen des Zweiten Weltkriegs durchaus als charakteristisch für die Anfänge britischer Zeitgeschichtsforschung bezeichnet werden. Der englische Appeasement-Historiker Frank McDonough urteilt: "A key feature of the immediate post-war era was the practice of historians, with a clear memory of events and no access to government archives, passing instant historical judgements. Contemporary history was born".⁷

Es wäre allerdings eine zu enge Interpretation, die Ursache für die Beschäftigung mit der deutschen Diktatur nur in der eigenen Verstrickung Großbritanniens in den Zweiten Weltkrieg und seine Vorgeschichte zu sehen. Wie Norman Stone festhält, hatte "[t]he German disaster" in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts solche Ausmaße angenommen, "that any serious observer asked after its causes".⁸ Und vor allem war der Nationalsozialismus nur eine Ausprägung der totalitären Versuchungen von links und rechts, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Erklärungsbedarf zeitgenössischer Beobachter hervorriefen und deren Untersuchung noch heute in der britischen Zeitgeschichtsforschung eine zentrale Rolle spielt. Die Entwicklungen in Deutschland, Italien, Japan und der Sowjetunion warfen Fragen auf, die über nationale Grenzen hinweg an den Kern für jedes Verständnis zeitgeschichtlicher Erfahrungen führten.

Die daraus resultierende internationale Ausrichtung der britischen Zeitgeschichtsforschung prägte ihre Institutionalisierung als Fach. Ein wesentlicher Schritt auf diesem Weg gelang mit der Gründung des Institute of Contemporary History im Jahr 1964, das mit der Holocaust-Bibliothek des jüdischen Emigranten Alfred Wiener verknüpft ist.⁹ Sowohl das Institut als auch dessen seit 1966 erscheinendes *Journal of Contemporary History* (damals herausgegeben von George L. Mosse und Walter Laqueur, letzterer ab 1964 Leiter der Wiener Library) legten den Schwerpunkt ihres Interesses ausdrücklich auf die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts.¹⁰ Dies bedeutete in den sechziger Jahren vor allem die Geschichte von Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus. So war denn auch das erste Heft des *Journal of Contemporary History* dem Thema "International Fascism 1920-1945" gewidmet.

⁶ M. Foot / F. Owen / P. Howard, *Guilty Men*, London 1940; W. Churchill, *The Second World War*, 6 Bde., London 1948-1954.

⁷ F. X. McDonough: *Neville Chamberlain, Appeasement and the British Road to War*, Manchester, New York 1998, S. 3.

⁸ N. Stone, *Der englische Sonderweg*, in: H. J. Hiery (Hg.), *Der Zeitgeist und die Historie*, Dettelbach 2001 (= *Bayreuther Historische Kolloquien* 15), S. 79-84, hier: S. 79.

⁹ B. Barkow, *Alfred Wiener and the Making of the Holocaust Library*, London 1997.

Neben der Brisanz dieses Themenspektrums lassen sich auch historiographische und institutionelle Traditionen anführen, die die Internationalisierung des zeitgeschichtlichen Interesses unterstützten. Zum einen waren die Vorläufer der britischen Zeitgeschichtsforschung im Studium der internationalen Beziehungen angesiedelt. Ähnlich wie nach dem Zweiten hatte bereits nach dem Ersten Weltkrieg das Bedürfnis bestanden, die Ursprünge und Folgen des schockierenden Gemetzels zu verstehen. Dies führte 1920 zur Gründung des Royal Institute of International Affairs. In dieser Einrichtung wurden im Zusammenhang mit der Untersuchung internationaler Beziehungen auch zeitgeschichtliche Aspekte behandelt, ein Erbe, das noch die Etablierung der Zeitgeschichte in den 1960er Jahren beeinflusste.¹¹

Zum anderen fielen die Anfänge einer eigenständigen britischen Zeitgeschichte in den Zenit der Wertschätzung für das universalhistorische Werk Arnold Toynbees. Die letzten Bände von dessen monumentaler "Study of History" erschienen 1954. Sicherlich darf Toynbees Einfluß auf die Entwicklung des Faches angesichts der Kritik, die sein Werk aus Historikerkreisen erfuhr, nicht überbewertet werden - doch in jedem Fall unterstützten seine epochen- und kulturübergreifenden Studien eine "Internationalisierung" der Perspektive, in diesem Fall hin zur Betrachtung von Ländern der damals sog. "Dritten Welt".¹² Dieser Fokus kennzeichnete auch eine Historiographie des Empire, die sich in den 1960er Jahren in "area studies" vom imperialen Zentrum auf die Untersuchung der Lage in den einzelnen betroffenen Ländern verlagerte.¹³ Zudem schien die Rolle Großbritanniens in der Welt gerade durch die Auflösung bzw. Wandlung des Empire zum Commonwealth sowie den Aufstieg neuer politischer Akteure, wie der Europäischen Gemeinschaft, in besonderem Maße erklärungsbedürftig. Eine ganze Reihe von Fragen aus dem Feld der internationalen Beziehungen, so Mythos und Realität einer vielbeschworenen "special relationship" mit den USA, schlossen sich an die Veränderung der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg an.¹⁴ Einen deutlicheren Akzent auf die britische Geschichte legt allerdings das 1986 gegründete Institute of Contemporary British History (ICBH). Seine Gründer, Peter Hennessy und Anthony Seldon, erklärten, die genaue Kenntnis der eigenen Geschichte sei unverzichtbar für das Gedeihen einer stabilen demokratischen Gesellschaft.¹⁵ Ob diese Formulierung auf

¹⁰ Journal of Contemporary History 1, 1966, S. VI (Editorial Note).

¹¹ A. Seldon, Britain, in: Ders. (Hg.), Contemporary History. Practice and Method, Oxford 1988, S. 119-121, hier: S. 119/120.

¹² J. Kenyon, The History Men. The Historical Profession in England since the Renaissance, London ²1993, S. 289-291.

¹³ W. R. Louis, Introduction, in: R. W. Winks (Hg.), Historiography, Oxford 1999 (= The Oxford History of the British Empire, Bd. 5), S. 1-42, hier: S. 39-41.

¹⁴ Zusammenfassend z. B. J. W. Young, Britain and 'Europe': The Shape of the Historiographical Debate, in: B. Brivati, J. Buxton u. A. Seldon (Hgg.), The Contemporary History Handbook, Manchester, New York 1996, S. 207-214; J. Buller, Britain's Relations with the European Union in Historical Perspective, in: D. Marsh u. a., Postwar British Politics in Perspective, Cambridge 1999, S. 107-124.

¹⁵ <http://www.icbh.ac.uk/icbh/cbh.html>

dem Höhepunkt der Thatcher-Ära eine gezielte politische Stellungnahme enthielt, sei dahingestellt. In jedem Fall brachte die Institutsgründung neben der verstärkten Betonung *britischer* Zeitgeschichte auch eine zeitliche Schwerpunktverlagerung mit sich. Das neugegründete Institut widmete sich insbesondere der Geschichte nach 1945.¹⁶

Allerdings beschränken sich auch die Forschungsinteressen des ICBH keineswegs auf die britischen Inseln. Vielmehr etabliert allein schon die Auseinandersetzung mit Empire und Entkolonialisierung eine internationale Perspektive im Herzen der britischen Zeitgeschichte.¹⁷

Die 1987 gegründete Zeitschrift des Instituts, die seit 1996 unter dem Namen *Contemporary British History*¹⁸ erscheint, beschäftigt sich dementsprechend mit der Geschichte des Vereinigten Königreichs, des Empire und des Commonwealth sowie den britischen und europäischen Außenbeziehungen.¹⁹

Leicht suggeriert die Beschreibung von Institutionalisierungsvorgängen eine ungebrochene Erfolgsgeschichte. Manche britischen Zeitgeschichtler sehen dies anders; sie bewerten die Akzeptanz ihrer Arbeit innerhalb der Historikerzunft nicht gerade euphorisch. 1988 klagte Anthony Seldon: "A deep cloud of inertia hangs over the history establishment in Britain".²⁰

Noch 1996 wiederholte er seine Einschätzung von 1988, daß die Briten die Zeitgeschichtsforschung nie sehr geschätzt hätten.²¹ Darin spiegeln sich wohlvertraute Vorbehalte, mit denen sich zeithistorische Forschung auch in Großbritannien lange auseinandersetzen hatte, beispielsweise die Sorge vor deren zu starker zeitlicher Nähe zum betrachteten Geschehen oder der Hinweis auf archivalische Sperrfristen, die historisches Arbeiten angeblich unmöglich machten.²²

Die Klagen über eine mangelnde Akzeptanz der Zeitgeschichte in Großbritannien reflektieren allerdings auch eine anfängliche Reserviertheit in manchen Universitäten gegenüber der neuen Fachrichtung. Gerade die alten Institutionen bevorzugten lange die älteren Epochen der Geschichte. Wer beispielsweise 1914 in Oxford einen Abschluß in englischer "Modern

¹⁶ P. Catterall, What (if anything) is Distinctive about Contemporary History?, in: *Journal of Contemporary History* 32. 1997, S. 441-452, hier: S. 441.

¹⁷ J. Darwin, Decolonization and the End of Empire, in: Winks (Hg.), *Historiography*, S. 541-557.

¹⁸ Zuvor (1987-1995) lautete der Titel *Contemporary Record*.

¹⁹ *Contemporary British History: Notes for Contributors*. Seit 1992 steht der CBH die *Contemporary European History* mit einem stärker europäischen Fokus zur Seite.

²⁰ Seldon, *Britain*, S. 119.

²¹ Brivati, Buxton u. Seldon (Hgg.), *The Contemporary History Handbook*, S. xi. In einem neueren Handbuch zum Studium der britischen Geschichte finden sich bezeichnenderweise Einzelbeiträge zu gender history, political history, diplomatic history oder business history, jedoch keiner, der unmittelbar der contemporary history gewidmet wäre, vgl. L. J. Butler / A. Gorst (Hgg.), *Modern British History. A Guide to Study and Research*, London 1997.

²² A. Bullock / O. Stallybrass (Hgg.): *The Fontana Dictionary of Modern Thought*, London 1977, S. 135. Eine aktuelle Widerlegung des Vorwurfs zu großer zeitlicher Nähe zum Objekt bei A. Rödder, "Breakthrough in the Caucasus?" German Reunification as a Challenge to Contemporary Historiography, in: *Bulletin of the German Historical Institute London* 24/2. 2002, S. 7-34, hier: S. 25-31.

History" erwerben wollte, beschäftigte sich mit Geschichte bis zum Jahr 1852,²³ wer denselben Abschluß 1946 anstrebte, hatte es weiterhin nur mit Geschichte bis zum Jahr 1878 aufzunehmen.²⁴ Als sollte das Fehlen der neueren Entwicklungen kompensiert werden, reichten die Lehrpläne immerhin zeitlich weit in die Vergangenheit zurück. Noch 1993 bemerkte John Lewis Gaddis süffisant, in Oxford beginne "moderne" Geschichte offenkundig mit der Zeit Diokletians.²⁵

Zusätzlich prägt die Wahrnehmung der eigenen Geschichte Stellenwert und Selbstwertgefühl der Zeitgeschichte in einem Land. Insofern dieses Fachgebiet inspiriert ist von Fragen an die eigene nationale Geschichte,²⁶ empfanden die Briten ihre jüngere Geschichte offenbar trotz der Veränderungen in der Situation des Landes im 20. Jahrhundert insgesamt als weniger erklärungsbedürftig als andere Nationen. Es ließ sich lange behaglich einrichten in der wohligen Vertrautheit jahrhundertalter "Traditionen", auch wenn Historiker seit den 1980er Jahren verstärkt danach trachteten, diese als recht junge "Erfindungen" zu enttarnen.²⁷ Ironischerweise hatten die Historiker allerdings zuvor selbst eine einflußreiche "Erfindung" hervorgebracht, die den Eindruck ungebrochener Kontinuität in der nationalen Geschichte verstärken konnte - die "Whig-Interpretation" der Geschichte. In seiner allgemeinsten Anwendung auf die englische Geschichte bezeichnete dieser 1931 von Herbert Butterfield geprägte Begriff die Tendenz unter Historikern, die Geschichte des eigenen Landes als eine stetige Erfolgsgeschichte zu schreiben, die durch eine weit in die Vergangenheit zurückreichende parlamentarische Kontinuität, eine zunehmende Entfaltung der Freiheit und wachsenden Wohlstand gekennzeichnet sei.²⁸ Diese Interpretation erscheint inzwischen zwar in vielen Aspekten überholt, aber keineswegs überwunden - dies zeigt Simon Schamas Äußerung, die Durchsetzung der "party of liberty" im England der Frühen Neuzeit bedeute "a genuine turning point in the political history of the world".²⁹ Solange jüngere historische Zäsuren im populären wie auch im wissenschaftlichen Geschichtsbild in einem umfassenderen Fortschrittsdiskurs aufgehoben waren, hatte es die Zeitgeschichtsforschung schwer, sich aus spezifisch britischen Problemlagen heraus zu legitimieren. Zumal eine relative Zäsurlosigkeit der neueren britischen Geschichte sich in der Tat am "historischen Material" selbst festmachen läßt, sobald man vergleichende Betrachtungen

²³ L. Woodward, *The Study of Contemporary History*, in: *Journal of Contemporary History* 1. 1966, S. 1-13, hier S. 1-2.

²⁴ Brivati, Buxton u. Seldon (Hgg.), *The Contemporary History Handbook*, S. xi.

²⁵ J. L. Gaddis, *On Contemporary History. An Inaugural Lecture delivered before the University of Oxford on 18 May 1993*, Oxford 1995, S. 1.

²⁶ B. Krikler / W. Laqueur (Hgg.), *A Reader's Guide to Contemporary History*, London 1972, S. 4/5.

²⁷ E. J. Hobsbawm u. T. Ranger (Hgg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

²⁸ H. Butterfield, *The Whig Interpretation of History*, London 1931. Zum mehrdeutigen Charakter des Begriffs vgl. H.-C. Schröder, *Rankes "Englische Geschichte" und die Whighistoriographie seiner Zeit*, in: R. Vierhaus (Hg.), *Frühe Neuzeit - Frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen*, Göttingen 1992 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 104), S. 27-47, hier: S. 27-32.

²⁹ S. Schama, *A History of Britain. Bd. 2: The British Wars 1603-1776*, London 2001, S. 9.

anstellt: Beispielsweise führte der Erste Weltkrieg in Großbritannien zu weitreichenden gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Veränderungen, von Verschiebungen im Parteiensystem über die Einführung des Frauenwahlrechts bis hin zur stärkeren Polarisierung zwischen den Klassen.³⁰ Doch so gravierend der Einschnitt dieses Krieges im Kontext britischer Entwicklungen auch wirkte - was bedeuteten diese Veränderungen gegen den Aufstieg von Faschismus und Nationalsozialismus oder die bolschewistische Revolution in anderen Ländern? 1968 sprach der Historiker Arthur Marwick daher von der "notorious colourlessness of contemporary British history (no soviets, no concentration camps, no resistance movements)".³¹ Nun würde sich sicherlich kein Forscher eine "farbigere" Vergangenheit wünschen, denn - wie Stefan Collini anmerkt - "those who bemoan the lack of excitement in British politics might reasonably be reminded of what life is like under such circumstances".³² Doch solange selbst Zeithistoriker die Auffassung teilten, die jüngere britische Geschichte sei "farblos", überraschen ihre Schwierigkeiten vielleicht nicht, der zeitgeschichtlichen Forschung ein über engere Fachkreise hinausgehendes Ansehen zu verschaffen.

II.

Auch wenn es jüngere Äußerungen von Zeithistorikern geben mag, die sich weiterhin skeptisch zur Akzeptanz des eigenen Fachgebiets im Rahmen der britischen Historiographie äußern, so erscheint ein solcher Eindruck inzwischen nicht mehr angemessen: Die Zeitgeschichte hat sich in Großbritannien zu einem blühenden Forschungsfeld entwickelt.³³ Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts versinkt mit dem größeren zeitlichen Abstand zum Geschehen und durch die neuerliche europäische Geschichtszäsur von 1989/90 tiefer im Bereich der ohnehin akzeptierten "eigentlichen" Geschichte, während die britische Gesellschaft sich am Beginn des 21. Jahrhunderts mit genügend Richtungsentscheidungen und Identitätsproblemen konfrontiert sieht, um vielschichtige Ansatzpunkte für neue Fragestellungen der Geschichtswissenschaft zu bieten. So beeinflussen gegenwärtig Fragen der Geschlechterdifferenzierung oder der ethnischen Zusammensetzung der Gesellschaft

³⁰ H. Berghoff / R. Friedeburg (Hgg.), *Change and Inertia. Britain under the Impact of the Great War*, Bodenheim 1998 (= Arbeitskreis Deutsche England-Forschung, Veröffentlichung 40); K. O. Morgan, *Die soziale und politische Mobilisierung Großbritanniens, 1918-1926*, in: H. Mommsen (Hg.), *Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik*, Köln, Weimar, Wien 2000 (= Industrielle Welt, Bd. 60), S. 125-144.

³¹ A. Marwick, *The Impact of the First World War on British Society*, in: *Journal of Contemporary History* 3. 1968, S. 51-63, hier: S. 55.

³² S. Collini, *Writing 'the National History': Trevelyan and After*, in: Ders., *English Pasts. Essays in History and Culture*, Oxford 1999, S. 9-37, hier: S. 14.

³³ Dafür spricht auch die Existenz einer Reihe von zeitgeschichtlichen Forschungszentren an einzelnen Universitäten, wie z. B. das Department for Politics and Contemporary History an der Salford University oder das Centre for Contemporary History an der Glasgow Caledonian University.

auch die Ausrichtung der Zeitgeschichtsforschung. Gerade der letztgenannte Bereich reflektiert den zunehmenden Druck innerhalb Großbritanniens, das Land als die multi-ethnische Gesellschaft wahrzunehmen, die es faktisch schon lange geworden ist. Es werden damit auch Gruppen und Personen als Gegenstand historischen Interesses entdeckt, die in der Whig-Fortschrittserzählung häufig keinen Platz gefunden hatten und deren Beiträge zur Kultur des Landes herkömmliche Kategorien von Patriotismus und nationaler Identität in Frage stellen.³⁴ Entsprechend weit präsentiert sich allein schon das Spektrum der Themen, die in den Veranstaltungen und Publikationen des ICBH behandelt werden. Aktuelle Fragestellungen zu "gender", "ethnicity" oder "race" finden sich ebenso wie Debatten über die Tragfähigkeit sozialgeschichtlicher Klassenanalysen oder Studien aus dem Feld der Kulturgeschichte.³⁵

Sucht man in der Vielfalt der methodischen Ansätze und Themenfelder nach übergreifenden "narratives", die die Debatten britischer Zeithistoriker geprägt haben, so wird man allerdings bei politischen und ökonomischen Problemlagen ansetzen müssen. Zwar mag es der jüngeren britischen Geschichte an tiefgreifenden Zäsuren fehlen, doch die Befindlichkeit der Briten nach dem Zweiten Weltkrieg inspirierte in unterschiedlichen Schüben Fragen nach der Position des Landes in weltpolitischen Zusammenhängen und nach der eigenen ökonomischen Leistungsfähigkeit. Ein - explizites oder implizites - Anliegen historiographischer Debatten bildete immer wieder die Frage: "What went wrong?"³⁶ Im Hintergrund der Vorstellung, die britische Geschichte sei gleichsam vom Kurs abgekommen, stand die Sorge vor einem grundsätzlichen Niedergang des Landes ("decline"). Worin dieser genau bestand und wo seine Ursachen lagen, blieb allerdings heiß umstritten und wurde von den Historikern in unterschiedlichen Bereichen analysiert: in Politik und Ökonomie, in Innenpolitik und Außenpolitik, in Kultur und Moral. Einer der Ansätze verortete den "decline" im politischen Abstieg Großbritanniens, von der Weltgeltung am Anfang des 20. Jahrhunderts zur europäischen Mittelmacht an dessen Ende. Entscheidender Wendepunkt war der Zweite Weltkrieg, auch wenn dies den Zeitgenossen zunächst nicht bewußt sein mochte - immerhin gehörte Großbritannien zur siegreichen Allianz und wurde ständiges Mitglied im Sicherheitsrat der neugeschaffenen Vereinten Nationen. Die Entlassung mehrerer Kolonien aus britischer Herrschaft (darunter 1947 Indien) konnte als ein freiwilliger Machttransfer gedeutet werden, der nicht zu grundsätzlichen Zweifeln am eigenen Selbstverständnis führen mußte. Großbritannien hatte nach dieser Lesart seine

³⁴ S. Yeo, *Whose Story? An Argument from within Current Historical Practice in Britain*, in: *Journal of Contemporary History* 21. 1986, S. 295-320; S. Sagar, *Whose Histories? National Narratives in Multiracial Societies*, in: Brivati, Buxton u. Seldon (Hgg.), *Contemporary History Handbook*, S. 50-60; P. Panayi, *Immigration, Ethnicity and Racism in Britain, 1815-1945*, Manchester / New York 1994.

³⁵ Hinweise auf aktuelle Forschungsthemen bei P. Catterall, *Contemporary British History: A Personal View*, in: *Contemporary British History* 16. 2002, S. 1-10.

selbstgewählte imperiale Mission erfüllt, die früheren Kolonien zur eigenständigen Staatlichkeit zu führen. Der Verbleib vieler ehemaliger Kolonien im Verbund des Commonwealth schien diese Deutung einer Trennung im gegenseitigen Einvernehmen zu bestätigen.³⁷ Erst die Suez-Krise von 1956, in der Großbritannien seinen Versuch einer militärischen Lösung der Situation international nicht durchsetzen konnte, brachte vielen die reduzierte weltpolitische Rolle des Landes zu Bewußtsein. Überdies setzte die historische Forschung an, auch dem positiven Bild vom freiwilligen Rückzug aus den Kolonien gleich mehrere alternative Interpretationsmodelle gegenüberzustellen. Vorbehalte der öffentlichen Meinung innerhalb Großbritanniens gegenüber dem Festhalten am Empire, die internationale Gesamtlage nach 1945, die mangelnden ökonomischen Ressourcen des Vereinigten Königreichs oder der Erfolg der Unabhängigkeitsbewegungen in den Kolonien selbst - dies sind nur einige der Faktoren, die benannt wurden, um die These zu untermauern, Großbritannien habe sich letztlich gezwungenermaßen vom Empire verabschieden müssen. Gegenwärtig ist die Forschung damit beschäftigt, diese verschiedenen Stränge zu einer neuen Gesamtschau zu verdichten.³⁸

Das Niedergangsmotiv blieb aber nicht auf die Verarbeitung von Dekolonisation und weltpolitischer Einflußreduzierung beschränkt; historiographisch erlebte es eine regelrechte Blütezeit in den ökonomischen Krisenzeiten der 1970er und frühen 1980er Jahre, als das Land nach Ansicht vieler Beobachter am Rande der Unregierbarkeit stand. Die ökonomische Leistungskraft des Pionierlandes der "Industriellen Revolution" hatte rapide nachgelassen, zahlreiche Streiks erschütterten die angeschlagene Volkswirtschaft schwer, finanzpolitisch war jeder Handlungsspielraum der Regierung so weit erschöpft, daß das Land 1976 sogar zu einer Anleihe beim Internationalen Währungsfonds gezwungen war. Diese besorgniserregende Situation schien auf tieferliegende Defizite im ökonomischen Bereich hinzuweisen. Wenn jemals ein historisches Werk situationsgerecht erschien, so 1981 das Buch "English Culture and the Decline of the Industrial Spirit" des amerikanischen Historikers Martin J. Wiener. Dieser führte die Krise der britischen Wirtschaft darauf zurück, daß Unternehmergeist und Risikobereitschaft durch eine Anhänglichkeit an überholte Gesellschaftsideale erdrückt worden seien. Schon seit dem späten 19. Jahrhundert orientierten sich seiner Meinung nach die "leaders of commerce and industry" an einer "elite culture blended of preindustrial aristocratic and religious values and more recent professional and bureaucratic values". Folge war ein Prozeß der "gentrification", durch den das

³⁶ D. Porter, 'Never-Never Land': Britain under the Conservatives 1951-1964, in: N. Tiratsoo (Hg.), From Blitz to Blair. A New History of Britain since 1939, London 1997, S. 102-131, hier: S. 102.

³⁷ Vgl. die insgesamt positive Wertung bei R. v. Albertini, Das Ende des Empire. Bemerkungen zur britischen Dekolonisation, in: W. J. Mommsen (Hg.), Das Ende der Kolonialreiche. Dekolonisation und die Politik der Großmächte, Frankfurt am Main 1990, S. 25-46.

volkswirtschaftlich notwendige Streben nach "expansion, productivity, and profit" behindert worden sei; die Eliteschulen und Universitäten hätten diesen Irrweg durch ihre Lehrinhalte nur unterstützt. Am Ende dieser Entwicklung stand nach Wiener der ökonomische Niedergang des Landes.³⁹

Ungefähr zeitgleich zu Wiener trug Correlli Barnett eine etwas anders gelagerte, aber den Krisentopos verstärkende These über die Ursachen des britischen Niedergangs vor. Nach seiner Auffassung versäumten es Politik und Wirtschaft Großbritanniens nach dem Zweiten Weltkrieg, die ökonomische Modernisierung des Landes voranzutreiben. Stattdessen wurde zu viel Energie in die Schaffung eines Wohlfahrtsstaats und den Erhalt der Illusion von Großbritannien als einer imperialen Nation gesteckt. Für Barnett lag somit die entscheidende Fehlentwicklung darin, daß die Regierungen an einem nicht länger finanzierbaren Empire festhielten und zudem einen ebensowenig finanzierbaren Wohlfahrtsstaat etablierten, statt die ökonomische Lebensgrundlage des Landes zu sichern.⁴⁰

Beide Autoren hatten auch und gerade außerhalb akademischer Kreise Erfolg. In gewisser Weise reflektierten ihre Werke Sorgen über den Niedergang der industriellen Leistungskraft des Landes, die seit dem späten 19. Jahrhundert sporadisch immer wieder zu hören gewesen waren.⁴¹ Nur selten hatte es allerdings Politiker gegeben, die den "Niedergang" als Kardinalproblem Großbritanniens definierten und alle Kräfte dagegen zu mobilisieren suchten. Mit Margaret Thatcher trat jedoch 1979 eine Premierministerin die Regierung an, die genau von einem solchen "messianic catastrophism"⁴² durchdrungen war. Ihre energisch proklamierte politische Botschaft, in der sich Motive der Analysen Wieners und Barnetts finden lassen, benannte unüberhörbar die ihrer Meinung nach Schuldigen für den britischen "decline". Sie fand diese in den Verwaltungen, Gewerkschaften, Wohlfahrtseinrichtungen und verstaatlichten Industrien, die nur auf Pfründenwahrung und Sicherung ihrer Mitglieder aus seien, aber jegliche Bereitschaft zu Innovation und Wirtschaftlichkeit vermissen ließen. Historische Argumente wie die von Wiener und Barnett fanden in dieser Situation unmittelbaren Eingang in politische Debatten, während letztere wieder auf die Arbeit der Wissenschaftler zurückwirkten. So löste Thatchers Aufruf zu einer Wiederbelebung von

³⁸ Zum Vorstehenden vgl. den Forschungsbericht von Darwin, Decolonization, hier S. 544-556; als neuere Studie zur Transformation Großbritanniens zu einer "medium-sized world power" s. S. Dockrill, Britain's Retreat from East of Suez. The Choice between Europe and the World?, London / New York 2002, Zitat S. 226.

³⁹ M. J. Wiener, English Culture and the Decline of the Industrial Spirit, 1850-1980, Cambridge 1981, Zitate S. 127; vgl. auch eine neuere Studie, die eine Verbindung zwischen ökonomischem Niedergang und Mängeln in der technischen und höheren Bildung diskutiert: M. Sanderson, Education and Economic Decline in Britain, 1870 to the 1990s, New York 1999.

⁴⁰ C. Barnett, The Collapse of British Power, London 1972; Ders., The Audit of War. The Illusion and Reality of Britain as a Great Nation, London 1986; Ders., The Lost Victory. British Dreams, British Realities 1945-1950, London 1995.

⁴¹ F. M. L. Thompson, Gentrification and the Enterprise Culture. Britain 1780-1980, Oxford 2001, S. 143-153.

⁴² So die Formulierung von D. Cannadine, Statecraft: The Haunting Fear of National Decline, in: Ders., In Churchill's Shadow. Confronting the Past in Modern Britain, London 2002, S. 26-44, hier: 28.

Tugenden wie Fleiß und Risikobereitschaft, die Großbritannien im viktorianischen Zeitalter stark gemacht hätten, eifrige historiographische Darlegungen zu Charakter und Einschätzung der "Victorian values" aus.⁴³

Auch ein weiteres Erklärungsmuster für den Niedergang des Landes erhielt seine Brisanz unmittelbar aus den politischen Debatten der Thatcher-Jahre: die These vom Nachkriegskonsens. Ursprünglich hatte es sich dabei nicht um ein Erklärungsmodell für den Niedergang des Landes gehandelt, sondern im Gegenteil um einen Begriff, der die Grundlage für dessen Stabilität nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnen sollte. Die historische Entwicklung der zwanzig Jahre nach Kriegsende schien gekennzeichnet durch einen "post-war consensus" zwischen den maßgeblichen Parteien, die nach der nationalen Solidaritätserfahrung des Krieges die gleichen Rahmenbedingungen für eine Modernisierung Großbritanniens akzeptierten: keynesianisches Wirtschaftsmanagement, eine gemischte Wirtschaftsordnung und die Errichtung eines Wohlfahrtsstaates, der seine Bürger "from the cradle to the grave" begleitete.⁴⁴ Die Labour-Regierung unter Clement Attlee (1945 bis 1951) hatte nach dieser Auffassung die Erfahrungen mit der Planbarkeit von Wirtschaftsprozessen in der Kriegszeit und die Sehnsucht in der Bevölkerung nach einer gerechteren Sozialordnung genutzt, um einen Wohlfahrtsstaat zu begründen. Neben der Verstaatlichung einiger Schlüsselindustrien galt insbesondere die Errichtung des National Health Service, der eine freie Gesundheitsversorgung für jedermann gewährleistete, als bahnbrechende Leistung der Sozialpolitik.⁴⁵ Da auch die Konservativen die Grundlagen der von Labour geschaffenen Nachkriegsordnung akzeptierten, konnte von einem wohltuenden Konsens in zentralen Fragen der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik gesprochen werden.⁴⁶ Diese Bewertung verkehrte sich in den späten 1970er Jahren fast schon in ihr Gegenteil. Hohe Kosten und Warteschlangen im Gesundheitswesen ließen den Glanz des Labour-Erbes ebenso verblassen wie Anzeichen fehlender Effizienz in den staatlichen Betrieben und Einrichtungen. Erschwerend kam hinzu, daß sich die Labour-Regierung im "Winter of Discontent" 1978/79 als unfähig erwies, die durch ihre Unterstützung erstarkten Gewerkschaften von Streiks abzuhalten, die - zumindest laut öffentlicher Wahrnehmung - Großbritannien tagelang ins Chaos stürzten. Thatchers Kritik richtete sich in dieser Situation nicht nur gegen die Labour-Regierung von James Callaghan (1976 bis 1979), sondern sie

⁴³ Vgl. beispielsweise J. Walvin, *Victorian Values*, London 1987; S. Pedersen / P. Mandler (Hgg.), *After the Victorians. Private Conscience and Public Duty in Modern Britain*, London 1994.

⁴⁴ P. Addison, *The Road to 1945*, London 1975, S. 14 u. 16; P. Hennessy, *Never Again. Britain 1945-51*, London 1992, S. 2-3; D. Kavanagh, *Thatcherism and British Politics. The End of Consensus?*, Oxford 1987; auch Ders. u. P. Morris, *Consensus Politics from Attlee to Major*, Oxford 1994.

⁴⁵ K. O. Morgan, *The People's Peace. British History 1945-1990*, Oxford 1990, S. 29-70.

⁴⁶ D. Marquand u. A. Seldon (Hgg.), *The Ideas That Shaped Post-War Britain*, London 1996.

stellte den Nachkriegskonsens als solchen in Frage und verordnete der britischen Gesellschaft eine ultraliberale Roßkur.⁴⁷

Aus politisch gegebenem Anlaß begannen auch die Historiker, sich intensiver mit dem Nachkriegskonsens zu beschäftigen. Wieder zeigte sich die enge Verschränkung von zeitgeschichtlichem Forschungsinteresse und aktueller politischer Debatte, in diesem Fall sogar mit einer besonderen Pointe: Manche Historiker argumentieren inzwischen, es habe den Nachkriegskonsens nie gegeben! Dieses Konzept richtet nach ihrer Ansicht den Blick zu eng auf Parallelen in den Positionen einiger Spitzenpolitiker der großen Parteien, so des Labour-Finanzministers Hugh Gaitskell und seines Konservativen Nachfolgers Rab Butler; es blendet aber eine differenzierte Betrachtung der politischen und gesellschaftlichen Konflikte der Nachkriegszeit aus.⁴⁸ Margaret Thatcher allerdings trug das Ihre dazu bei, die Verwendung des Begriffes zu forcieren. Er lieferte ihr ein suggestives Schlagwort zur Distanzierung der eigenen politischen Praxis von der Arbeit vorausgegangener Regierungen, sowohl solchen der Labour Party als auch ihrer eigenen Partei. Dies bekräftigte den Eindruck einer radikalen Erneuerung, den die Premierministerin zu erreichen suchte.⁴⁹

Auch wenn Thatcher glauben mochte, mit ihrer Politik entscheidend dazu beigetragen zu haben, den "Niedergang" des Landes aufzuhalten - als Motiv der zeithistorischen Forschung verschwand dieses Thema auch nach ihrem erzwungenen Rücktritt nicht. So erfuhr die Frage nach den Ursachen für den weltpolitischen Einflußverlust Großbritanniens eine Wiederauflage in erneuten Diskussionen über das Ende des Empire. In fast schon ironischer Wendung wurde nun gerade die Konservativ geführte Kriegscoalition in einer Kritik von "rechts" für den Verlust des Empire verantwortlich gemacht. Insbesondere Winston Churchill, eine Ikone der Mainstream-Konservativen,⁵⁰ geriet ins Visier der Kritiker. So warf John Charmley dem Kriegspremier in einer "revisionistischen" Biographie vor, durch eine Überdehnung der britischen Ansprüche eine Politik betrieben zu haben, die für die Zeit nach dem Krieg unfruchtbar ("barren"⁵¹) blieb. Churchills ungebrochenes Vertrauen in eine anglo-amerikanische "special relationship" und seine kompromißlose Haltung gegenüber Hitler hätten letztlich bewirkt, daß jegliche Chance auf den Erhalt des Empire vertan und Stalin der Weg nach Europa geebnet wurde.⁵² Charmley argumentierte sogar, Churchill habe 1940

⁴⁷ E. J. Evans, *Thatcher and Thatcherism*, London, New York 1997; D. Kavanagh, *The Reordering of British Politics. Politics after Thatcher*, Oxford 1997.

⁴⁸ P. Kerr, *The Postwar Consensus: A Woozle That Wasn't?*, in: D. Marsh u. a., *Postwar British Politics*, S. 66-86.

⁴⁹ H. Jones, *The Post-War Consensus in Britain: Thesis, Antithesis, Synthesis?*, in: Brivati, Buxton u. Seldon (Hgg.), *Contemporary History Handbook*, S. 41-49, hier: S. 43; Dies. u. M. Kandiah (Hgg.), *The Myth of Consensus: New Views on British History, 1945-1964*, London 1996.

⁵⁰ Catterall, *What (if anything)*, S. 449; J. Ramsden: *How Winston Churchill Became 'The Greatest Living Englishman'*, in: *Contemporary British History* 12. 1998.

⁵¹ J. Charmley, *Churchill. The End of Glory. A Political Biography*, London, Sydney, Auckland 1993, S. 3.

⁵² J. Charmley, *Churchill's Grand Alliance. The Anglo-American Special Relationship 1940-57*, London 1995.

einen Sonderfrieden mit Hitler schließen können, der die weltweiten britischen Interessen unangetastet gelassen und den Vormarsch des Kommunismus verhindert hätte.

Die Positionen Charmleys lösten einen Sturm im akademischen und im journalistischen Blätterwald aus; überzeugen konnten sie letztlich nicht. Charmleys Spekulationen erschienen allzu weit von plausiblen historischen Entwicklungsmöglichkeiten entfernt. In der Tat versäumte es die Konservative Partei unter Churchill in den letzten Jahren des Krieges, Programme für die Nachkriegszeit zu entwickeln, die der verbreiteten Sehnsucht nach gesellschaftlichen Reformen Rechnung getragen hätten.⁵³ Doch die Außenpolitik Churchills während des Krieges erscheint den meisten Historikern keineswegs so irregeleitet, wie Charmley dies suggeriert. Vor allem die Vermutung, ein Sonderfrieden mit Hitler sei möglich gewesen und hätte das Empire als selbstbestimmte politische Kraft bewahrt, dürfte kaum mit den Realitäten der nationalsozialistischen Politik und der inneren Dynamik des Empire in Einklang zu bringen sein. Selbst wenn Churchill von der Wissenschaft längst nicht mehr als unangreifbare Heldengestalt mit unfehlbarem politischen Instinkt behandelt wird, so gilt die Mobilisierung der britischen Bevölkerung gegen den Kriegsgegner weiterhin als eine herausragende Leistung seiner ersten Regierungszeit als Premierminister.⁵⁴

Was allerdings von "revisionistischen" Positionen blieb - die insgesamt keineswegs mit Charmleys Agenda gleichgesetzt werden dürfen -, ist eine gewisse Rehabilitierung der Appeasement-Politik Chamberlains. Diesem wird zugute gehalten, daß er nicht nur ernsthaft die Schrecken eines Krieges von seinem Land fernhalten wollte, sondern daß er zudem erkannte, ein Krieg mit Deutschland werde die Unhaltbarkeit der britischen Großmachtambitionen aufdecken und womöglich zum Verlust des Empire führen. Zudem war ihm bewußt, daß ein Krieg eine Aufwertung der Labour Party und der Gewerkschaften bringen würde - eine Vorstellung, vor der Chamberlain wesentlich stärker zurückschreckte als der sozialpolitisch gelassener Churchill. Zwar beruhte die Appeasement-Politik auf der grundlegenden Illusion, die Diktatoren Hitler und Mussolini durch Zugeständnisse zufriedenstellen zu können, doch das neue Chamberlain-Bild zeigt einen zwar in dieser Frage irrenden, aber keineswegs schwachen Politiker, der seine Vorstellungen innerhalb des Kabinetts energisch verfocht.⁵⁵

Der knappe Streifzug durch verschiedene Varianten des "Niedergangsmotivs" in den Debatten britischer Zeithistoriker zeigt Erklärungsansätze, die vielfältig bis zur Widersprüchlichkeit sind. So läßt sich Charmleys These, das Empire sei zu retten gewesen, kaum mit Barnetts Auffassung vereinbaren, die Regierungen hätten zu lange am überholten

⁵³ J. Ramsden, *An Appetite for Power. A History of the Conservative Party since 1830*, London 1998, S. 305-316.

⁵⁴ R. Overy, *Revision Fails the History Test*, in: *The Observer* 17.1.1993, S. 51; P. Addison, *Churchill and the Price of Victory: 1939-1945*, in: Tiratsoo (Hg.), *From Blitz to Blair*, S. 53-76.

Traum des Empire festgehalten. Auch die von den einzelnen Historikern für ihre jeweiligen Begründungsmuster vorgebrachten Argumente stoßen auf Kritik. So haben Spezialstudien zur Kultur des Adels und der Industriellen oder zu den wirtschaftspolitischen Auswirkungen des englischen Schulsystems zur Zurückweisung des von Wiener vorgebrachten kulturgeschichtlichen "gentrification"-Ansatzes als Erklärung für ökonomische Niedergangsphänomene geführt.⁵⁶ Correlli Barnett muß sich vorhalten lassen, seine Interpretation so oft abgeändert zu haben, daß sie nun in inneren Widersprüchen verfangen ist.⁵⁷ Schließlich bleibt auch die Frage, ob und in welchem Rahmen überhaupt sinnvollerweise von "decline" gesprochen werden kann. So ist der Lebensstandard der britischen Bevölkerung im allgemeinen so hoch wie nie zuvor - Historiker, die von ökonomischem Niedergang sprechen, müssen also das Paradox erklären, "[that the] age of decline was also an age of affluence".⁵⁸ Im Hinblick auf den weltpolitischen Bedeutungsverlust könnte man fragen, ob es nicht ohnehin eine Ausnahmesituation war, wenn ein Land mit solch beschränkten Ressourcen wie Großbritannien überhaupt ein weltumspannendes Empire errichten und lange Zeit behaupten konnte. Statt der Argumentation mit einem umfassenden, aber begrifflich unscharfen "Niedergangs"-Paradigma bleibt letztlich nur die Möglichkeit differenzierter Analysen, die "Niedergangsphänomene" in Einzelbereichen gewichten und mit positiven Entwicklungen an anderer Stelle in Beziehung setzen. Dazu zählt die Einbettung britischer Erfahrungen in die internationale Geschichte, um dem relativen Charakter aller Krisenindikatoren Rechnung zu tragen. Auch eine von großbritannienspezifischen Themen ausgehende Zeitgeschichtsforschung drängt somit in manchen ihrer Fragestellungen wieder auf die international vergleichende Ebene zurück.

Die Debatten zum Thema "Niedergang" haben überdies deutlich werden lassen, daß Zeitgeschichtsforschung in Großbritannien ein interdisziplinäres, über die akademische Wissenschaft hinausgehendes Unterfangen ist. Sie findet nicht nur an "history departments", sondern auch an Instituten für Politikwissenschaft, Wirtschaftsgeschichte oder internationale Beziehungen statt. Hinzu kommen publizistisch aktive und historisch solide ausgebildete Journalisten. Viele Zeithistoriker und Politikwissenschaftler bieten gleichsam einen fortlaufenden Kommentar zum Handeln der Regierungen. Dabei experimentieren sie immer wieder mit Ansätzen und Begriffen, die ihren Ursprung in Problemlagen der aktuellen Politik

⁵⁵ Charmley, Churchill, S. 343-354; McDonough, Neville Chamberlain, S. 1-10 u. S. 45-56; R. A. C. Parker, Chamberlain and Appeasement. British Policy and the Coming of the Second World War, London 1993.

⁵⁶ W. D. Rubinstein, Capitalism, Culture and Decline in Britain, 1750-1990, London 1993; F. M. L. Thompson, Gentrification, bes. S. 154-156.

⁵⁷ Ebd., S. 157-161.

⁵⁸ Cannadine, Statecraft, S. 44. Ein zusammenfassender Überblick über die "decline"-Debatte bei Wende, Großbritannien 1500-2000, München 2001 (= Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Bd. 32), S. 156-161.

haben. Daraus erklären sich die Konjunkturen mancher Konzepte, die einen raschen Aufschwung erleben, häufig aber auch ebenso rasch wieder an Bedeutung verlieren. Unübersehbar bleibt schließlich der weite Zeithorizont, in den die britische Zeitgeschichte durch die "decline"-Debatten gestellt wurde. Die Wiener-These errichtete Argumentationslinien bis weit ins 19. Jahrhundert zurück, während die Diskussionen um Barnett, Charmley und den Nachkriegskonsens in der Mitte des 20. Jahrhunderts ansetzten. Dies führt zu der nicht nur für britische Zeithistoriker heiklen Frage: Wann eigentlich "ist" Zeitgeschichte?

III.

Es ist vielleicht wenig überraschend, daß in Großbritannien gerade aufgrund des Fehlens allgemein anerkannter Fundamentalzäsuren kein Mangel an Angeboten zur zeitlichen Eingrenzung von *contemporary history* herrscht. Die Zeitschrift *Contemporary British History* definiert den Untersuchungszeitraum pragmatisch als Geschichte "within living memory".⁵⁹ Diese Einteilung setzt keine Einheitlichkeit der behandelten Epoche voraus, hat aber den Vorteil der Flexibilität: So wie sich das lebendige Erinnerungsvermögen wandelt, lassen sich auch die Grenzen der Zeitgeschichte fließend verschieben.

Demgegenüber suchte Geoffrey Barraclough in seinem Standardwerk "Introduction to Contemporary History" (1964) nach inhaltlichen Markierungen für die Abgrenzung einer zeitgeschichtlichen Epoche. Da "contemporary history" für ihn "world history" war, fand er seine Daten außerhalb der britischen Geschichte: Für ihn bildeten die Jahre zwischen der Entlassung Bismarcks und dem Regierungsantritt von US-Präsident Kennedy eine "Wasserscheide" zwischen zwei Epochen. Vor 1890 liegt die "moderne" Geschichte, mit Kennedy sind wir 1961 in der eigentlichen Zeitgeschichte angekommen. In den Zwischenjahren entwickelten sich laut Barraclough die wesentlichen Problemkonstellationen, mit denen die europäischen Gesellschaften und damit auch die Zeitgeschichte als wissenschaftliche Disziplin zu ringen haben.⁶⁰ Zu diesen Problemfeldern zählte Barraclough den rasanten technologischen und wissenschaftlichen Fortschritt, den Bedeutungsverlust Europas, die Massendemokratie sowie den Aufstieg Asiens und Afrikas. Dazu gehörten aber auch die Durchsetzungskraft der kommunistischen Ideologie und die Weltmachtstellung der Sowjetunion - die in dieser Hinsicht inzwischen eingetretenen Veränderungen zeigen die Nachteile des Verfahrens, "Zeitgeschichte" durch einen festen thematischen Kern zu bestimmen.

⁵⁹ *Contemporary British History*: Notes for Contributors.

⁶⁰ G. Barraclough, *An Introduction to Contemporary History*, London 1964, S. 2 u. 29/30.

Einen stärker an der britischen Geschichte orientierten Kriterienkatalog präsentierte Anthony Seldon. Er plädierte 1988 dafür, von Zeitgeschichte für die Zeit nach 1945 zu sprechen - einer Phase, die das Ende des Empire, die volle Ausbildung des Wohlfahrtsstaats, den Aufstieg Großbritanniens zur Atommacht und die Mitgliedschaft in der Europäischen Gemeinschaft ebenso sah wie einen generellen ökonomischen Niedergang des Landes und eine ständige Unsicherheit über die Rolle der früheren Großmacht in der internationalen Politik.⁶¹ Inhaltlich wird damit eine Epoche charakterisiert, die rein zeitlich weitgehend mit Geschichte "within living memory" zusammenfällt. Noch näher an die Gegenwart führen Überlegungen Brian Brivatis. Er setzt einen möglichen Beginn der Zeitgeschichte mit dem Ereignis an, das vielen Briten die reduzierte Großmachtposition ihres Landes vor Augen führte und die allmähliche Hinwendung zur Europäischen Gemeinschaft einleitete, nämlich mit der Suez-Schmach von 1956.⁶²

Am anderen Ende des zeitlichen Spektrums wird gelegentlich auf das Jahr 1832 als Beginn britischer Zeitgeschichte verwiesen.⁶³ Die Wahlrechtsausweitung dieses Jahres markierte für die "Whig-Geschichtsschreibung" des 19. Jahrhunderts den Kulminationspunkt in der historischen Entwicklung der britischen Freiheitsrechte, die damit ihren Abschluß erreicht habe.⁶⁴ Bei dieser Auffassung handelte es sich allerdings eher um eine politische Willensbekundung als um die systematisch begründete Abgrenzung einer historischen Epoche. Wenn dieses Jahr auch für manche Historiker die zeitliche Schwelle bezeichnen mochte, über die hinaus sie sich nicht mehr zuständig fühlten, würde eine Definition von "contemporary history" unter dieser Perspektive gleichsam einen Zeitraum der Geschichte ohne Historiker bezeichnen.⁶⁵ Mit der Praxis der heutigen britischen Zeitgeschichtsforschung haben diese Diskussionen und dieses Datum nichts mehr zu tun.

Eine plausiblere Zäsur in einer auf langfristige Entwicklungen angelegten Betrachtung scheint der Erste Weltkrieg darzustellen. Zeithistoriker diskutieren weiterhin die Frage, inwiefern der "Great War" als Trennlinie in der britischen Geschichte angesehen werden kann. Doch da dieser Krieg in vielen Bereichen von Gesellschaft, Kultur und Wirtschaft bereits existierende Entwicklungstendenzen eher beschleunigte, als daß er sie ausgelöst

⁶¹ Seldon, *Britain*, S. 119.

⁶² B. Brivati, Introduction, in: Brivati, Buxton u. Seldon (Hgg.), *Contemporary History Handbook*, S. xv-xxiv, hier: S. xvi/xvii.

⁶³ A. Schildt, *Zeitgeschichte*, in: H.-J. Goertz (Hg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek 1998, S. 318-330, hier: S. 320; R. Hudemann, *Neueste Geschichte*, in: R. v. Dülmen (Hg.), *Fischer Lexikon Geschichte*, Frankfurt am Main 1990, S. 406-428, hier: S. 407.

⁶⁴ Dies war bekanntlich nicht der Fall, vgl. D. Mares, *Auf der Suche nach dem "wahren" Liberalismus. Demokratische Bewegung und liberale Politik im viktorianischen England*, Berlin 2002 (= *Arbeitskreis deutsche England-Forschung, Veröffentlichung 45*), S. 137-140 u. 188-193.

⁶⁵ Allg. zur "politischen" Rolle der britischen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert jetzt P. Mandler, *History and National Life*, London 2002, S. 11-45.

hätte, verliert er als Epochenscheide an Aussagekraft.⁶⁶ Dazu trägt auch bei, daß die hohe Emotionalität, mit der dieses Krieges in der öffentlichen Erinnerung Großbritanniens gedacht wird, mit dem Aussterben der Veteranengeneration zunehmend anachronistisch wirkt.⁶⁷

Seine bleibende Bedeutung für die britische Zeitgeschichte liegt vielleicht letztlich in der Bedeutung, die er für die Zeitgeschichtsforschung selbst hatte: Wie erwähnt löste die Katastrophe erstmals ein gesteigertes Bedürfnis nach historischen Erklärungen für Ereignisse der jüngsten Vergangenheit aus, auch wenn sie nicht unmittelbar in die Etablierung einer eigenständigen Disziplin "Zeitgeschichte" mündete.⁶⁸

Wichtiger für die aktuelle Abgrenzung der Zeitgeschichte erscheint der Zweite Weltkrieg. Die Beurteilung seiner Bedeutung für gesellschaftliche und politische Entwicklungen ist Angelpunkt vieler Debatten zur Geschichte Großbritanniens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Schildern manche Historiker einen "good war", dessen nationale Solidarität und Überwindung von Klassenschranken in geteiltem Leid und gemeinsamer Willensanstrengung einen sozialpolitischen Nachkriegskonsens ermöglichten,⁶⁹ so sprechen andere von einer Radikalisierung der Klassengegensätze im Krieg und einer Nachkriegspolitik, deren Konfliktpotential lediglich durch den Umstand verschleiert wurde, daß es die Labour-Regierung unter Attlee bei einer unvollständigen Demokratisierung des politischen Systems bewenden ließ, statt die Gelegenheit zu einer radikalen Umgestaltung von Gesellschaft und Politik zu nutzen.⁷⁰ Im Rahmen solcher Debatten hat der Zweite Weltkrieg den Ersten als Referenzpunkt zeithistorischer Interpretationsanstrengungen abgelöst.

Die Auflistung möglicher Anfangsdaten einer "zeitgeschichtlichen" Epoche in Großbritannien zeigt die Sterilität des Versuchs, einen klaren Beginn zu definieren. Angesichts des Fehlens einer tiefgreifenden Fundamentalzäsur oder von Problemlagen, die pragmatisch einen breit akzeptierten "Beginn" britischer Zeitgeschichte definieren könnten, kann in Verbindung mit dem stets "offenen Ende" von Zeitgeschichte eigentlich nur eine problemorientierte Herangehensweise praktikable Abgrenzungen von Zeitgeschichte bieten.⁷¹ Berücksichtigt man überdies, daß sich Struktur und Wahrnehmung von Gegenwartsproblemen wandeln und

⁶⁶ J. M. Winter, Cultural Politics and the First World War: Recent Anglo/American Historiographical Trends, in: *Neue Politische Literatur* 34. 1994, S. 218-223.; Berghoff u. Friedeburg (Hgg.), *Change and Inertia*; M. Prinz, *Der Erste Weltkrieg als Zäsur britischer Geschichte? Eine Deutung im Spannungsfeld von Geschichtsschreibung, Politik und Erinnerungskultur*, in: H. Mommsen (Hg.), *Der Erste Weltkrieg*, S. 207-246.

⁶⁷ *Remembrance Day - Journey's End*, in: *The Economist*, 10. November 2001, S. 41.

⁶⁸ Seldon, *Britain*, S. 119.

⁶⁹ Zusammenfassend S. Fielding, *The Good War: 1939-1945*, in: Tiratsoo (Hg.), *From Blitz to Blair*, S. 25-52.

⁷⁰ R. McKibbin, *Classes and Cultures. England 1918-1951*, Oxford 1998, S. 528-536; für Modifikationen an seinem Erklärungsansatz vgl. Ders., *Classes and Cultures: a Postscript*, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen* 27. 2002, S. 153-165.

⁷¹ T. Sandkühler, *Zeitgeschichte in Deutschland am Ende des 20. Jahrhunderts*, in: C. Cornelißen (Hg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, Frankfurt am Main 2000, S. 114-129, hier: S. 119; P. Erker, *Zeitgeschichte als Sozialgeschichte. Forschungsstand und Forschungsdefizite*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 19. 1993, S. 202-238, hier: 213 u. 215.

zudem unterschiedliche Problemlagen einen unterschiedlich weit zurückreichenden historischen Blick erfordern, dann ergeben sich unterschiedliche Zeitpunkte, die je nach Perspektive und Fragestellung als mögliche Anfangsdaten von Zeitgeschichte in Frage kommen. Eine eindeutige Epochenabgrenzung ist angesichts einer solchen Variabilität der Zeithorizonte nicht möglich. So kann beispielsweise das Niedergangsmotiv in der britischen Geschichte auf jahrhundertlang zurückliegende Entwicklungen bezogen werden, während historische Untersuchungen zur Lage der ethnischen Minderheiten in Großbritannien ihren zeitlichen Ansatzpunkt bei der jeweiligen Ansiedlung dieser Bevölkerungsgruppen haben. Es läßt sich jedoch eine Art "Kernzeitraum" zeithistorischen Interesses ausmachen, der grob die Geschichte des 20. Jahrhunderts, in zunehmendem Maße die Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg umfaßt. In dieser Phase setzen nicht nur quantitativ die meisten der von aktuellen Problemlagen inspirierten Untersuchungen an, sondern die interpretativen "narratives", die die Forschungsperspektiven prägen, sind ebenfalls auf diesen Zeitabschnitt hin orientiert. Dieser "Kernzeitraum" wird noch bekräftigt, wenn man bedenkt, daß das Interesse an Zeitgeschichte - mehr noch als an der historischen Forschung zu weiter zurückliegenden Epochen - über die Grenzen der akademischen Geschichtswissenschaft hinauszureichen pflegt. Die Primärerfahrung der Zeitgenossen trägt ebenso wie die offensichtlicheren Spuren der jüngeren Vergangenheit in der offiziellen Erinnerungskultur dazu bei, den Problemstellungen und Fragen der Zeithistoriker eine besondere gesellschaftliche Dringlichkeit zu verleihen.⁷² Mit der Annahme eines zeitgeschichtlichen "Kernzeitraums" seit der Mitte des 20. Jahrhunderts läßt sich die zunächst pragmatische Definition der Zeithistorie als Geschichte "within living memory" auch systematisch begründen. Allerdings dürfen im Fall Großbritanniens auch die Jahrzehnte vor dem Zweiten Weltkrieg nicht völlig aus der Betrachtung ausgeschlossen werden. Sie spielen nicht nur in der Forschungspraxis weiterhin eine bedeutende Rolle, sondern manche Entwicklungen aus dieser Zeit sind als Voraussetzung für ein Verständnis des weiteren Verlaufs der britischen Geschichte unverzichtbar. Nicht zuletzt liefern sie einen der Ansatzpunkte, die britische Geschichte im Rahmen übergreifender internationaler zeithistorischer Erfahrungen zu verorten.

IV.

Die Aufwertung spezifisch britischer Fragen in der zeithistorischen Forschung und die Verlagerung des Interesses auf die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg deuten scheinbar auf eine Abkehr von den "internationalen" Ursprüngen der Disziplin in Großbritannien hin. Doch das durchaus fortbestehende Interesse an internationalen Entwicklungen, insbesondere

⁷² H. G. Hockerts, Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 28/2001, S. 15-30.

auch denen vor dem Zweiten Weltkrieg, bedeutet, daß Zeitgeschichtsforschung in Großbritannien keineswegs in einem stärkeren Maße auf die Geschichte der eigenen Nation begrenzt ist als in vielen anderen Ländern. Allerdings bedeuten rege Forschungsaktivitäten im Bereich internationaler Geschichte noch keine internationale Einordnung der britischen Zeitgeschichte; ein Nebeneinander nationalgeschichtlicher Spezialstudien führt noch nicht zur Erarbeitung internationaler oder europabezogener Fragestellungen, die zur Aufhebung der nationalen Zeitgeschichte in übergreifenderen Perspektiven führen würden. Dennoch: Insgesamt erscheinen die Voraussetzungen für eine transnational angelegte Zeitgeschichtsforschung in Großbritannien vielversprechend; die "internationale Tradition" birgt Ansatzpunkte für Untersuchungen, die über den nationalen Rahmen hinausweisen. Bezeichnenderweise bieten die britischen Standarddarstellungen zur *contemporary history*, von Barracloughs Klassiker bis hin zum "Contemporary History Handbook" von 1996,⁷³ historische Reflexionen zu allen Regionen der Erde.

Auch manche stärker aus der eigenen Geschichte erwachsenen Fragestellungen legen eine Internationalisierung der Perspektiven nahe. So läßt sich der "relative decline" des Landes letztlich nur durch den Vergleich mit anderen Entwicklungen differenziert bewerten. Insbesondere die weltpolitische Stellung des Landes ist nicht zu erfassen ohne Berücksichtigung des "collapse since 1945 of the global infrastructure which sustained British and other European imperialisms"⁷⁴. Dieser betraf zwar die größte imperiale Macht in besonderem Maße, aber eben nicht ausschließlich. Die britische Geschichte ist ein Anwendungsfall für Barracloughs Feststellung, "that the change in Europe's political standing was a revolution of first magnitude, which radically altered the character and conditions of international relations".⁷⁵ Die Beachtung solcher internationaler Rahmenbedingungen kann auch neue Impulse für die Analyse innenpolitischer Entwicklungen bereithalten. Dies zeigen Ansätze, die die Rückwirkungen des Kalten Krieges auf die Durchsetzung wirtschaftsliberaler Positionen erörtern, nachdem das bisherige Modell des wirtschaftspolitischen "post-war consensus" nicht länger uneingeschränkt haltbar zu sein scheint.⁷⁶

Über dramatische Einschnitte wie die beiden Weltkriege, aber auch über weniger dramatisch erscheinende Veränderungen wie den Ausbau der Europäischen Gemeinschaft ist die britische Zeitgeschichte in wesentlichen Markierungspunkten fest in die europäische Zeitgeschichte integriert. Auch dadurch bieten sich Ansatzpunkte für eine Überwindung der nationalen Perspektive. So beobachtet Jay Winter die Entstehung einer "comparative European History" in der Untersuchung des Ersten Weltkriegs. Diese setzt zwar methodisch

⁷³ Barraclough, Introduction; Brivati, Buxton u. Seldon (Hgg.), Contemporary History Handbook.

⁷⁴ Darwin, Decolonization, S. 543.

⁷⁵ Barraclough, Introduction, S. 89.

⁷⁶ Jones, Post-war Consensus, S. 47/48; R. Cockett, Thinking the Unthinkable. Think-tanks and the Economic Counter-revolution, 1931-83, London 1995 (Originalausgabe: 1994), S. 132/133 u. 231/232.

beim nationalen Vergleich an, birgt aber das Potential, sich - ausgehend von kulturgeschichtlichen Ansätzen - zu einem Netz länderübergreifender Fragestellungen zu verdichten.⁷⁷

Unterschiede in den Entwicklungen einzelner Länder dürfen selbstverständlich bei der Suche nach gemeinsamen Fragestellungen einer europäischen Zeitgeschichte nicht übersehen werden: So hatten die Umbrüche der Jahre seit 1989/90 für die britische Zeitgeschichte weitaus weniger unmittelbare Folgewirkungen als für das Selbstverständnis vieler Staaten Mittel- und Osteuropas. Nachhaltig unterscheidet sich die britische Zeitgeschichte auch von der besonderen deutschen Erfahrung der Zweistaatlichkeit zwischen 1949 und 1990. Doch gerade in der Balance zwischen spezifisch nationaler Erfahrung und europäischer oder internationaler Perspektive liegen die Herausforderungen und die Erklärungspotentiale für eine europäische Zeitgeschichte. Einzelne Länder können aus ihrer jeweiligen historischen Erfahrung heraus ihren spezifischen Beitrag zu den gemeinsamen Fragestellungen leisten. Und will man die Herausforderungen, denen sich Europa gegenwärtig gegenüber sieht, an einem Niedergang der politischen oder ökonomischen Bedeutung dieses Kontinents festmachen, könnte Großbritannien sogar wieder seine angestammte Rolle als Pionierland zurückgewinnen - mit "decline"-Debatten hat man dort schließlich in den letzten Jahrzehnten ausgiebig Erfahrungen gesammelt.

⁷⁷ J. M. Winter, Recent Trends in the Historiography of Britain and the First World War: Cultural History, Comparative History, Public History, in: Berghoff u. Friedeburg (Hgg.), Change and Inertia, S. 87-97, hier: S. 94-96, Zitat S. 94.